In freier Stunde

Die beiden Merks

(4. Fortsetzung.) **Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach**

Königsdorf gab jedem die Hälfte seines Frühstücks. In zwei Bissen war es hinunter.

„Habt ihr noch mehr Hunger?"

Die Augen funkelten nur als Antwort.

„Windhaus," sagte der Lehrer zu dem Söhnchen des reichen Metzgers, „geh einmal zu deinem Vater und sag ihm, hier wären zwei arme Kinder, die hätten seit Wochen kein Mittagessen mehr bekommen. Und du, Velten, dein Vater ist ja Bäcker, du gehst mit und sagst dasselbe. Vielleicht gibt euer Vater euch etwas für eure Kameraden."

Freudestrahlend kamen die beiden Jungen heraus, blieben aber vor der abgeschlossenen Tür stehen.

„Sie können nicht hinaus aus der Klasse; hier, Merk, mach ihnen einmal die Tür auf."

Er gab den Klassenschlüssel dem großen Merk und sah einmal nach dem Ofen, als ob ihn der Vorgang an der Tür gar nicht interessiere. Der große Merk machte aber gar keine Anstalten, zu entfliehen. Er ließ die beiden Jungen hinaus, schloß die Tür gewissenhaft wieder zu und brachte den Schlüssel dem Lehrer.

„Dreh nur wieder auf und laß den Schlüssel stecken."

Peter tat es und sah den Lehrer ganz freudig dabei an.

„So! Und nun sagt mir einmal selbst, was ihr für eure Herumtreibereien verdient habt?"

Der kleine Merk schwieg und auch sein Bruder senkte den Kopf.

„Nun?"

„Prügel."

„Sieh mich einmal an, Peter, und du, Joseph, sieh mir in die Augen! Wenn ihr mir von ganzem Herzen heilig und fest versprecht, so etwas nie mehr zu tun, erlasse ich euch die Strafe, die ihr gewiß verdient habt. Wollt ihr?"

Da brachen die Jungen in bitteres Weinen aus.

„Wenn ihr also wollt, so gebt mir die Hand, treu und ehrlich!"

„Ich will!"

„Ich will!"

Hand in Hand, Auge in Auge stand der Lehrer mit den beiden Jungen.

„Ich vertraue euch; ihr werdet mich nicht betrügen!"

„Sicher nicht!"

Es klang so bestimmt, so freudig, so erlöst von schwerem Druck, daß auch die anderen Schüler förmlich aufatmeten.

„Ihr anderen Jungen wißt: Ich habe den beiden Merks verziehen. Sie werden sich bessern, sie wollen ordentliche, brave Kinder werden, wie ihr! Werdet ihr ihnen nun noch nachlaufen, sie beschimpfen und verspotten?"

„Nein!" klang es im Chor.

„Wer von euch noch Kleider oder Schuhe zu Hause hat, die er entbehren kann, fragt seine Eltern, ob er sie mir diesen Nachmittag für die beiden Merks mitbringen darf. Draußen liegt Schnee und den armen Jungen ist es kalt, nicht wahr?"

„Ja."

„Stellt euch an den Ofen und wärmt euch; ich werde auch den anderen Jungen sagen, daß sie euch in Ruhe lassen."

Die beiden Erlösten stellten sich an den warmen Ofen, die Tür ging auf und freudestrahlend brachte der Sohn des Metzgers so viele Wurst, und der Bäckerssohn so viel Weißbrot, als gelte es, eine ganze Kompagnie zu versorgen. Die Schüler wurden schriftlich beschäftigt, und die beiden verhungerten Kinder, die das außerordentliche Vergnügen hatten, in der Schule frühstücken zu dürfen, aßen von den Vorräten mit unheimlichem Appetit.

Nach Schulschluß ließ Königsdorf den beiden Jungen die Wahl, ob sie von elf bis zwei Uhr nach Hause gehen oder in der Schule bleiben wollten, wo es warm wäre, und wo sie sich auf einer Bank ausschlafen könnten.

„Nach Haus" wollten die beiden Brüder natürlich nicht, und so blieben sie denn in der Schulklasse, die Königsdorf abschloß und deren Schlüssel er mitnahm — damit sie im Schlaf nicht gestört würden, wie er sagte.

Die Merks im Schlafe zu stören, war allerdings eine Kunst; denn selbst als am Nachmittag der Unterricht wieder begann, schliefen sie weiter und konnten nach vier Uhr nur mit Mühe geweckt werden. Sie waren nach den kalten Nachtlagern in Möbelwagen, Fässern, Schubkarren und Kellern in bezug auf ihre Lagerstätte nicht verwöhnt und schliefen neben dem warmen Ofen auf der harten Holzbank wie im Schoße Abrahams.

Das warme Schulbad tat ihnen offenbar wohl, auch die abgelegten Kleider ihrer Mitschüler standen ihnen recht gut, und nachdem der Schuldiener ihnen sogar noch die Haare geschnitten hatte, fühlten sich die Brüder wie junge Prinzen.

Während Königsdorf das Bad und die Neuuniformierung der beiden Brüder abwartete, hatten die übrigen Schüler, die noch eine Zeitlang neugierig vor der Schultür geblieben, sich verlaufen. Jetzt standen die beiden Jungen in dem Schulzimmer, in dem es bereits zu dunkeln begann, vor dem Lehrer.

„Peter, du weißt, was du mir freiwillig ver-

sprechen hast. Werdet ihr morgen rechtzeitig in der Schule sein?"

„Ja."

„Und werdet ihr — — — —"

Königsdorf unterbrach sich.

„Wo werdet ihr denn jetzt hingehen?" fragte er nach einer Weile.

„Ich gehe mit meinem Bruder," sagte der Kleine.

„Und wo wirst du hingehen, Peter?"

Peter sah den Lehrer einmal ratlos an, schluckte und sagte dann hoffnungslos: „Ich weiß es nicht."

„Willst du denn nicht — — nach Haus gehen?"

„Nein!" erklärte der Junge und sah den Mann, der ihn so fragte, fast feindselig an. Das schmale, blasse Gesicht mit den feinen Zügen hatte einen entschlossenen, trotzigen Ausdruck. Aber nur einen Augenblick blitzte es in diesem Leidensgesicht in wilder Entschlossenheit, dann duckte sich der Junge nieder, als ob er Schläge fürchte, und sein Gesicht sah erschreckend alt und sorgenvoll aus.

„Du willst nicht nach Haus gehen?"

„Nein, Herr Lehrer."

„Warum denn nicht?" fragte Königsdorf unwirsch und sah den Jungen ärgerlich an.

Da riß der Junge ungestüm seinem kleinen Bruder die Jacke vom Leibe, öffnete einige Knöpfe und streifte das Hemd von dem Nacken Josephs, der bitter zu weinen begann.

Zwischen den scharf hervortretenden Schulterblättern Josephs zog sich eine lange, blutigleuchtende Wunde.

„Um Gottes willen!" rief Königsdorf ganz erschrocken. „Wer hat das getan?"

„Er!" sagte der größere der beiden Jungen. Seine Zähne klapperten dabei und er schüttelte sich wie im Fieberfrost.

„Wer hat das getan?" fragte der Lehrer, der die Antwort nicht genügend verstanden, noch einmal.

„Er!"

„Dein Vater?"

„Ja. Er!"

Dumpf, wie ein Richterwort, fiel dieses furchtbar anklagende „Er" von den Kinderlippen.

Einen Augenblick stand der Lehrer sprachlos, er rang nach Luft, es war ihm, als müsse er ersticken. Was sollte er jetzt sagen, was jetzt?

Er ging einige Male im Klassenzimmer auf und ab, indessen Peter seinem kleinen Bruder den Rock wieder anzog.

Endlich blieb der Lehrer vor den beiden Kindern stehen.

„Ihr geht mit mir. Fürs erste sollt ihr bei mir auf einem Speicherzimmer wohnen. Wollt ihr? Es ist wenigstens warm da; denn es steht ein Ofen dort. Wollt ihr mitgehen?"

„Ja," kam es freudig wie aus einem Munde. „Ja!"

Noch einmal atmete der junge Lehrer tief auf, dann zog er mit den beiden heimatlosen Kindern seiner Wohnung zu.

Viertes Kapitel

Witwe Klein, die Mietswirtin Königsdorfs, hatte das Speicherzimmer tüchtig geheizt, den Kindern auf dem Fußboden des kleinen Raumes ein aus zwei Strohsäcken und sonstigem Bettzeug bestehendes Lager bereitet und ihnen im Auftrage ihres Mieters eine tüchtige Abendsuppe vorgesetzt.

Königsdorf selbst hatte eine Küchenlampe möglichst hoch an einen Nagel gehängt und den Kindern anbefohlen, nicht an die Lampe zu klettern. Dann brachte er ihnen einige Bücher mit Bildern, sagte ihnen, er würde noch einmal zu ihnen kommen, ehe es Schlafenszeit sei, und schloß das Zimmer ab. Die Jungen hatten nichts dagegen einzuwenden. Man sah ihnen das Behagen förmlich an; sie fühlten sich wie Vögel im warmen Nest.

In seiner Wohnung überlegte Königsdorf noch einen Augenblick, dann griff er entschlossen zu Hut und Mantel und ging mit raschen Schritten der Wohnung Merks zu. Er fand den Mann nicht zu Hause, schob aber seine Visitenkarte unter der Türe hinein und sagte der robusten Frau, die auf demselben Gange wohnte, sie möchte Herrn Merk bestellen, daß der Lehrer Königsdorf hier gewesen sei, um ihn in dringender Angelegenheit zu sprechen. Merk möge heute abend noch zur Wohnung des Lehrers kommen, da die Sache sehr wichtig sei.

„Er hat heute schon wieder eine Ladung vor Gericht bekommen" — die Frau zeigte einen gelben Brief — „Ist es deshalb?"

„Das wird Herr Merk ja hören, wenn er zu mir kommt," versetzte Königsdorf, der der Klatschsucht der Frau keine Nahrung geben wollte, und entfernte sich.

Er war noch keine halbe Stunde in seiner Wohnung, als es klopfte.

„Herein!"

In der Türöffnung erschien ein Mann, dessen Aeußeres wenig Vertrauenerweckendes hatte. Sein unruhig flackernder Blick, sein stoßweiser Atem, seine ganze Haltung zeigte, daß er in großer Erregung war. Die Tür ließ er hinter sich offen.

„'n Abend! Was wollt ihr von mir?"

„Ich möchte euch sprechen, Merk." Eine Unmutsfalte legte sich bei diesen Worten auf Königsdorfs Stirn.

„So! Hier bin ich. Was wollt ihr denn von mir?"

Man hörte jedem Worte an, daß Merk in dem Lehrer seinen persönlichen Feind sah.

„Das läßt sich nicht so zwischen Tür und Angel abmachen." Und Königsdorf schloß die Tür. „Wollt ihr euch nicht setzen?"

„Nicht nötig. Ich habe genug euretwegen gesessen."

„Meinetwegen gesessen? Im Gefängnis meint ihr doch!"

„Ja. Euretwegen!"

„Glaubt ihr denn, es machte mir ein Vergnügen, euch hinter Schloß und Riegel zu bringen? Ich bin Beamter, versteht ihr? Vereidigter Beamter und muß meine Pflicht tun. Wenn eure Jungen fehlen, muß ich sie in die Liste schreiben. Ist meine Liste bei der Revision nicht in Ordnung, kommt ihr vielleicht dafür auf? Wie?"

„Ja . . . aber — —"

„Merk! Als ich euch zum erstenmal anzeigte, hatte ich euch in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Konnte ich damals etwas gegen euch haben?"

„Das nicht — — — aber — — —"

Merk schob die Mütze, die er bei seinem Eintritte nicht abgenommen, noch tiefer in die Stirn.

„Ihr denkt natürlich, ich wollte euch etwas. Mehrmals war ich wegen euch vor Gericht. Ich bin als Zeuge geladen, nicht als Kläger; denn der Staat klagt. Ich habe die ganzen Laufereien in meiner freien Zeit, ich bekomme keine Zeugengelder, ich habe keinerlei persönliches Interesse an der ganzen Geschichte. Ich bin weder euer Freund, noch euer Feind, ihr seid mir ganz gleichgültig, Merk, ganz gleichgültig."

„So! So!"

„Jawohl! Nur meine freie Zeit muß ich für euch am Gericht opfern — — —"

(Fortsetzung folgt.)

Schatten hinter Jonny

Skizze von Herbert Steinmann

Jonny Cash hatte die Würde und Anmut verloren, die dem Hauptkassierer einer der bekanntesten Chicagoer Großbanken zukommt.

Diesen niederschmetternden Eindruck hatte er jedenfalls von sich selber, als er in dem blanken Spiegel vor dem Barbiersalon des Bahnhofes sein glattrasiertes rosiges Gesicht und die schlanke Gestalt betrachtete. Im übrigen unterschied er sich nicht im geringsten von zwei Dutzend anderen Durchschnitts-Amerikanern, die mit ihm soeben in dem bekannten Badeort auf Florida angekommen waren. Aber die alte Würde fehlte — —

Wo soll die Würde auch herkommen, wo soll die Anmut bleiben, wenn man soeben mit einer runden Million sorgfältig unterschlagener Dollarwerte getürmt ist? Jonny zauberte ein kleines Lächeln auf seine finsteren Züge, als er auf seine braune Tasche herabsah, die er vorsichtig niedergesetzt hatte, um sich eine Zigarette anzuzünden. Es war eine ganz gemeine Reisetasche, zu Tausenden gab es solche Taschen. Und doch war es ein ganz ungewöhnlicher Behälter. Eine ganze Million war er wert, das heißt natürlich nur der Inhalt.

Jonny starrte immer noch in den Spiegel. Verflixt, da war er wieder, sein Schatten aus dem Zuge, der Mann mit dem karierten Ulster und dem kleinen braunen Koffer — — ein Schatten, der sich düster auf Jonnys Gemüt gelegt hatte. Aber es konnte doch noch niemand wissen — — —

Und doch — dieser Mann, der so etwas Verwegnes, Kühnes an sich hatte, so einen berufsmäßig stählernen Blick, der sah so aus, wie Jonny sich einen staatlichen Detektiv vorstellte. Denn in seiner geruhsamen Tätigkeit im Hauptbüro zu Chicago war Jonny Cash nie derartigen staatlichen Organen begegnet, und die Bankdetektive, die er kannte, waren meist behäbige Herren mit bürgerlichem Spitzbauch und den sanft starrenden Augen leidenschaftlicher Schmetterlingssammler.

Jetzt sprach ihn der Karierte wirklich an. Jonny, der in der Theorie ein großartiger Verbrecher war, während es in der Praxis noch etwas haperte, hätte beinahe einen wilden Schrei der Verzweiflung ausgestoßen. Er hörte geradezu das Klingeln der Handschellen in dieser stählernen Stimme. Und sie sprach:

„Haben Sie vielleicht ein bißchen Feuer, mein Herr?“

Jonny, voller Dank gegen das Schicksal, das das Auge des Gesetzes offenbar blind machte, knöpfte umständlich den Mantel auf, dann den Rock, fischte aus der tiefsten Tiefe der Weste das Feuerzeug heraus, schlug es an. Der Fremde sog mit Gewalt an seiner Shagpfeife — einem bekanntlich unentbehrlichen Detektivinstrument —, dankte mit viel Metall in der Stimme, nahm seinen Koffer und ging.

Wesentlich erleichtert pfiff Jonny ein Auto heran. Was man sich alles so einbilden konnte! Nein, nichts konnte schief gehen. Er war angeblich auf Urlaub in New York, die falschen Buchungen konnten nicht entdeckt werden, so raffiniert waren sie gemacht, und in zwei Tagen kam der ehemalige Alkoholschmugglerdampfer „Good Hope“ verabredungsgemäß hier vorbei und holte ihn mit einer Barkasse zur Fahrt in die freie Welt ab. Mit Geld konnte man eben alles machen.

Vergnügt schlüpfte Jonny in das Auto und beugte sich mit wohlwollendem Lächeln zu dem Lenker vor:

„Grand-Hotel!“

Beinahe blieb ihm das Wort im Halse stecken. Vor dem Bahnhof war ein breitschulteriger, rundwangiger Herr aufgetaucht, der intensiv nach seinem Auto hinüberstarrte. Und dieser Hochgewachsene hatte Jonny immer im Speisewagen mit bohrendem Blick und einem unangenehmen Lächeln gegenüber gesessen. Ein zweiter Schatten also.

Zähneklappernd sank Jonny in die Polster zurück. Wie war das alles nur möglich! Schatten, überall nichts als Schatten. Vor seinen Augen tanzten Handschellen und Gefängnismauern, Gitter und Ketten in seltsamem Reigen.

Ein großer grauer Wagen raste an Jonnys Auto vorbei. Wer wandte darin ihm das Gesicht grinsend zu? Der Breitschulterige aus dem Speisewagen natürlich. Sicher steckte der Karierte, der ihn vorhin um Feuer gebeten hatte, auch irgendwo in der Gegend.

Jonny glich nur noch einem menschlichen Wrack, als er endlich vor dem Grand-Hotel landete. Die schwere Tasche krampfhaft festhaltend, stolperte er an dem Türhüter vorbei, rannte bald einen Pagen über den Haufen und suchte mit weitaufgerissenen Augen nach dem Empfangsschalter, tiefe Sehnsucht nach der Einsamkeit eines Zimmers im Herzen.

Dann sah er den Breitschulterigen, den Rundwangigen vor sich stehen. Langsam, drohend wie das Schicksal selber kam er auf Jonny los und streckte die Hand vor.

„Im Namen des G — — —“

Jonny stieß die Tasche vor. Der Breitschulterige wankte. Der Page lag schon, von Jonny glatt überrannt, strampelte auf dem Teppich. Dem Portier fiel vor Schreck der Stock mit dem goldenen Knauf aus der Hand. Es war die reine Panik.

Jonny rannte davon. Die Tasche umkrampfend, raste er durch die Straßen. Schatten waren hinter und vor und neben ihm, Schatten von Männern, die Handschellen und knisternde Haftbefehle, Gummiknüppel und riesige Pistolen schwangen.

Schatten, Schatten!

Jonny hielt es nicht mehr aus. Die Schatten drohten ihn zu erwürgen. Vor seinen Augen flimmerte es. Die ganze Straße drehte sich, die Häuser, die Autos, die Menschen. In diesem furchtbaren Wirrwarr sah er nur eines deutlich, ein schlichtes weißes Schild mit einfachen schwarzen Buchstaben:

„Polizei-Station!“

Aufatmend riß er die Tür zum Wachtraum auf, in dem Detektivinspektor Black seinen Untergebenen gerade interessante Fälle aus der Praxis vortrug.

„Nehmt mich fest,“ schrie der Karierte, „die Schatten kommen — ich bin Jonny Cash aus Chicago und habe eine Million Dollars unterschlagen.“

Mit letzter Kraft schleuderte er die Tasche mitten unter die erstaunten Hüter des Gesetzes. Dann brach er ohnmächtig zusammen.

*

„Tatsächlich, ein sonderbarer Fall,“ sagte der breitschulterige rundwangige Geschäftsführer des Grand-Hotel, als ihm sein Freund, der Detektivinspektor Black, im Empfangsbüro die Geschichte erzählte, „aber, wer konnte das ahnen! Ich saß ihm schon im Zuge gegenüber. Ich hielt ihn für einen gutangezogenen, für unser Hotel brauchbaren Gast. Du weißt ja, wie schlecht das Geschäft hier in der Nachsaison ist. Na, ich wollte ihn nicht geradezu auf unser Unternehmen hinstoßen, aber als ich ihn auf dem Bahnhof wiedersah, freute es mich doch, daß er sich zu unserem Grand-Hotel hinfahren ließ. Ich suchte ihn zu überholen, um ihn recht nett zu empfangen. Aber, was sagst du dazu? Kaum strecke ich ihm freundlich die Hand entgegen und sage:

„Im Namen des Grand-Hotel begrüße ich Sie recht herzlich, mein Herr,“ da stößt er mir doch seine Tasche vor den Bauch, massakriert mir beinahe den Pagen und rast davon wie ein Irrer.“

„Worauf er dann bei uns auf der Polizeiwache landete und sich selbst stellte,“ lachte Black. „Und dabei hatte kein Mensch eine Ahnung, daß er überhaupt etwas verbrochen hatte. Er wäre glatt durch die Lappen gegangen, wenn er sich nicht selbst verraten hätte. Na, er wurde natürlich bald vollkommen blödsinnig, als er das merkte. Und dann erst, als wir die Tasche öffneten und nichts darin fanden als eine Zahnbürste, ein hellblaues Pyjama und drei Bände Lexikon der Meerespflanzen — da fing er an zu schreien: „Der karierte Schatten, der karierte Schatten mit der Shagpfeife!“ Fast hätten wir ihn als armen Irren wieder entlassen, aber da kam auf unsere telegraphische Anfrage die Bestätigung aus Chicago, daß er wirklich der Unterschlagung stark verdächtig sei. Wir behielten ihn also da, und jetzt möchte ich bloß wissen, wo der Kerl die Millionen gelassen hat, wenn überhaupt —“

*

Der Inspektor wurde unsanft durch das Hereinstürzen eines Herrn im karierten Ueberrock unterbrochen, der eine Shagpfeife zwischen den Zähnen, in der Rechten eine braune Reisetasche schwang, während sein Blick über die Männer stahlhart dahinblitzte.

„Herr Geschäftsführer, Herr Inspektor — — welch Unglück! Eben bemerke ich, daß ich aus Versehen auf dem Bahnhof meine Reisetasche vertauscht habe — ich hatte da einen netten Herrn um Feuer gebeten — Professor Bird ist mein Name — ja, hier ist die Tasche von dem Herrn — — ist Geld drin, Masse Tausender, Wertpapiere, was weiß ich — brauche das nicht — mein Lexikon der Meerespflanzen — wenn ich es doch nur wieder hätte!“

Er schwieg und sank mit sorgenvollem Gesicht in einen Sessel.

„Ihre Tasche ist gefunden,“ sagte der Geschäftsführer freundlich, „sie ist auf der Polizeiwache.“

Der Mann mit dem stahlharten Blick atmete sichtlich auf.

Black sah liebevoll auf die Millionentasche.

„Der letzte Beweis,“ sprach er triumphierend. „Jonny Cash ist dem besten Helfer der Detektive erlegen.“

Und als sein Freund ihn verständnislos ansah, setzte er hinzu:

„Er unterlag den Schatten der Furcht, dem schlechten Gewissen der Verbrecher!“

Die Glocke mit den blauen Blumen

Von M. Stole

„Steh hier," sagte Herr Bardet, während er mit sichtbarer Genugtuung und mit der größten Vorsicht einen in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand auf den Tisch stellte. „Ich habe die ganze Stadt dafür ablaufen müssen und ich glaube nicht, daß eine zweite von der Sorte zu finden ist."

Während Frau Bardet den Gegenstand auspackte, kam Luise, das Hausmädchen, herein.

„Luise," sagte der Herr mit Nachdruck, „es ist gut, daß Sie es auch hören. In der ganzen Stadt ist keine zweite Glasglocke von dieser Sorte zu bekommen. Lassen Sie es sich eine ernste Warnung sein, nie mehr eine zu zerbrechen."

Das Mädchen nickte schweigend.

Noch lag der Schreck ihr in den Gliedern von dem Ereignis am vorigen Tage. Es handelte sich um die altmodische Krone im kleinen Salon, die früher für Gas bestimmt gewesen und dann für elektrische Beleuchtung eingerichtet worden war. Sie trug drei Glocken aus Milchglas, worauf dunkelblaue Blumen gemalt waren. Am gestrigen Tage hatte Luise beim Abstauben eine der Glocken zerbrochen, und die Folgen waren schrecklich gewesen.

„Du lieber Himmel," hatte Frau Bardet geschrien, „die alte Krone ist kaputt!"

Und Herr Bardet, der auf ihre Schreie herbeigeeilt war, hatte böse gesagt:

„Das ist ja sehr schön . . . das haben Sie sehr geschickt gemacht, Luise." Und dann noch eine Reihe häßlicher Dinge.

Darauf war er ärgerlich ins Büro gegangen, und die Hausfrau hatte gesagt, während Luise die Scherben aufräumte: „Es wird sehr viel Mühe kosten, eine solche Glasglocke zu bekommen, die werden nicht mehr angefertigt."

Die arme Luise, die noch nicht so lange in der großen Stadt diente, war ganz fassungslos von alledem gewesen. Schluchzend hatte sie ihr Bedauern ausgedrückt und war den ganzen Tag still umhergegangen.

Und nun stand die neue Glasglocke auf dem Tisch, triumphierend und vollkommen gleich den beiden noch übrig gebliebenen.

„Es war meine Schuld," sagte Luise plötzlich. „Es hat mir so schrecklich leid getan, und auch daß der Herr soviel Mühe gehabt hat . . . Würde ich . . . würden Sie mir das Geld von meinem Lohn abziehen?"

Frau Bardet sah sie überrascht an, doch der Herr des Hauses sagte lachend:

„Aber nein, Luise, es ist sehr freundlich von Ihnen, aber das würden Sie nicht bezahlen können. Wissen Sie, daß die Glocke mich achtzehn Mark gekostet hat?"

Luise stieß einen Schrei des Schreckens aus. Eine Glasglocke für achtzehn Mark! Was die Leute in der großen Stadt sich nicht alles leisten können! Sie wiederholte ihr Angebot nicht und verschwand verlegen in die Küche.

Die Glocke wurde von Herrn Bardet selbst vorsichtig auf die Krone gesetzt, und das Leben ging weiter . . .

Es kann sein, daß der Respekt, den Luise seit diesem Tage vor der Lichtkrone im kleinen Salon hatte, sie nervös machte bei der täglichen Berührung, die sie, in Ausübung ihres Amtes, mit diesem Gegenstand haben mußte.

Vielleicht zitterte ihre Hand ein bißchen, wenn sie mit dem Staubtuch über das Glas fuhr oder das Kupfer putzen mußte.

Dies ist zum mindesten die am meisten auf der Hand liegende Erklärung für den schrecklichen Vorfall, der einige Wochen später stattfand.

In der frühesten Morgenstunde ertönte ein Klirren aus dem Salon und gleich darauf ein Schrei. Der in seinem Pyjama herbeigeeilte Hausherr fand eine schluchzende Luise vor, kniend bei einem Haufen Milchglasscherben mit blauen Blumenfragmenten darauf.

„Verzeihung, Herr Bardet, Verzeihung," rief das Mädchen, völlig verstört. „Ich weiß nicht, wie es gekommen ist... ich..."

Aber im nächsten Augenblick hatten die heftigen Vorwürfe des Herrn Bardet sie bereits aus dem Zimmer vertrieben.

Totenblaß kam sie eine halbe Stunde später mit dem Frühstück ins Schlafzimmer. Sie stellte das Tablett hin und stammelte:

„Herr Bardet . . . gnädige Frau . . . ich weiß nicht, wie ich es gut machen soll . . . ich — will alles bezahlen . . . alles wieder gut machen . . ."

Diesmal wurde Herr Bardet nicht heftig. Aber er machte nur eine tragische Gebärde, und das war schlimmer als der größte Verweis. Und dann sagte er bitter:

„Bezahlen, Luise, darum handelt es sich nicht . . . das können Sie auch nicht . . . aber es ist der Verlust, der nicht gut zu machen ist."

„Und wenn ich nun genau so eine Glocke finde?" rief sie verzweifelt aus.

Der Hausherr zuckte die Achseln, doch Frau Bardet sagte plötzlich: „Laß sie es dann probieren."

Am selben Vormittag verließ Luise fest entschlossen das Haus. Sie blieb dreieinhalb Stunden fort und dann kehrte sie triumphierend und gefolgt von einem alten Manne zurück, der einen in Seidenpapier eingepackten Gegenstand in der Hand hielt.

„Frau Bardet," rief sie lauter, als es sich gehörte, aber in begreiflicher Freude, „ich habe es gefunden!"

Und der Mann packte eine Glocke aus, die in der Tat genau die gleiche war wie die zerbrochene.

Das Geld wurde gern bezahlt und der Vorfall verschaffte Luise sogar den Ruf eines vielleicht etwas derben, aber doch geschickten und tüchtigen Mädchens.

In den nun folgenden Wochen zerbrach Luise nur einige Gegenstände von geringerer Bedeutung, aber beim großen Reinemachen ging wieder eine Glocke von der Krone entzwei.

Luise schwamm in Tränen.

„Ich zittere," schluchzte sie, „wenn ich das schreckliche Ding nur anrühre . . ." Und sie erbot sich, sich noch einmal an den Retter in der Not zu wenden.

Aber diesmal kam sie unverrichteter Sache nach Hause. Der Mann konnte ihr nicht gleich helfen, aber er hatte versprochen, zu suchen.

„Hm . . . suchen," sagte Herr Bardet mutlos, „eine Nadel in einem Heuhaufen . . . ich glaube, daß es besser ist, Luise, wenn wir Abschied voneinander nehmen."

Ihr Schluchzen war herzzerbrechend. Drei Tage lief sie mit rotumränderten Augen umher, und dann stieß sie einen Schrei der Freude aus. Denn vor der Tür stand der Mann wiederum mit einer Glasglocke . . .

Luise durfte bleiben.

Sie ist noch einen Monat geblieben. Dann mußte sie plötzlich verreisen.

Und zwar aus Gründen, die im Zusammenhang standen mit der Krone im kleinen Salon. Denn eines Abends, als sie Ausgang hatte, brachte der Portier ein kleines Paket herauf, das für sie bestimmt war.

Frau Bardet erlaubte sich, es zu öffnen.

Es enthielt eine Anzahl Glasscherben aus Milchglas mit blauen Blumen und einen Brief folgenden Inhalts:

„Anbei noch einmal die Scherben. Morgen, wenn die Leute aus sind, komme ich die Glocke holen. Wir teilen den Verdienst wieder . . ."

Zeitschriften

Das Illustrierte Blatt. Die „unstandesgemäße" Liebe oder Heirat von Fürsten gehört zu den unsterblichen Motiven der Sage, der Dichtung — und des Klatsches. Immer wieder hat man die „furchtbaren" Konflikte in der Brust der ungleichen Liebenden poetisch ausgemalt. Eigentlich ein ziemlich überflüssiges Unternehmen! Man sollte lieber einmal historisch festzustellen versuchen, was bei solchen Verbindungen für die Menschheit herausgekommen ist, und da wird sich dann in vielen Fällen herausstellen, daß manche bürgerlich-fürstliche Verbindung überaus segensreich war. Die neueste Nummer (Nr. 46) des Illustrierten Blattes bringt in einem sehr interessanten Bilderartikel rührende und aufschlußreiche Züge über die Geliebten fürstlicher Herren. Das gleiche Blatt veröffentlicht von Gulla Pfeffer einen neuen Artikel „Was Baba Haram mit seinen sieben Frauen im tiefsten Afrika erlebte". Eine Seite „Der Sprung in den Selbstmordkrater" bringt seltsame Eröffnungen über den Aberglauben, der einen „heiligen Berg" umspielt. Besonders sei darauf hingewiesen, daß der Humorteil wieder sehr stark ausgestattet ist. Diese besonders reichhaltige Ausgabe des Illustrierten Blattes ist ab Sonnabend überall für 20 Pfennig erhältlich.

Fröhliche Ecke

Rache

„Warum haben Sie eigentlich nach Ihrer Scheidung Ihre Schwiegermutter geheiratet?"

„Wegen des väterlichen Züchtigungsrechtes an meiner Frau."